

BEKENNTNISSE (1)

Iouri Podladtchikov

Was ich getan habe

Ich habe um ein Leben getrauert, ich bin das Matterhorn hochgeklettert, ich habe Kunst studiert. Ich habe Kunststücke geübt, ich habe Träume verwirklicht, und als ich olympisches Gold gewann, habe ich mich unsterblich gefühlt. Ich war immer verliebt.

Was ich nicht getan habe

Ich bin noch nie verhaftet worden, ich war noch nie verlobt und auch noch nie in Lebensgefahr. Ich habe noch nie Blut gespendet.

FERNLEHRE

Nachruf auf die Uni

Im September beginnt das Herbstsemester an der Universität Zürich. Es wird mein letztes sein: Mein Studium geht nächsten Sommer zu Ende. Mein siebtes und letztes Jahr am Deutschen Seminar der Universität Zürich habe ich mir golden vorgestellt: mit meinen zwei besten Uni-Freundinnen auf der Treppe vor dem Institut stehen, Kaffee trinken, Schöggeli aus Silberpapier wickeln, auf der Zunge zergehen lassen, reden – darüber, was es in der Mensa gibt, über den Mansplainer im Seminar, über Selbstzweifel, Klatsch, Sexualität und Wahrheit, das Wochenende, Derrida.

So wird es nicht sein. Das Herbstsemester 2020 wird weiterhin zu grossen Teilen im Fernlehremodus stattfinden. Das finde ich nicht schlimm; es ist ein Privileg, in einer Pandemie weiter studieren und lernen

zu dürfen. Die Zoom-Lektionen im Frühlingsemester waren mein tägliches Highlight. Ich genoss es, dass ich mich auf so spezifische Dinge wie Judith Butlers Melancholiebegriff konzentrieren und darum für ein paar Stunden nicht über Fallzahlen und Schmierinfektionen nachdenken musste.

Aber die Uni als physischer Ort hat mir gefehlt. Die erste Hälfte meiner Zwanziger habe ich praktisch an meinem Institut gelebt. Ich weiss, wann die Bäume vor dem Gebäude blühen, zu welcher Tageszeit die Sonne in welchem Winkel auf die Treppe fällt und was ich in Semester eins bis zwölf – die Semester fühlen sich an wie Staffeln meiner persönlichen Netflix-Serie – gemacht habe. Wann ich mit wem flirtete und wann mir wer das Herz brach. Wann ich welches Seminar besuchte und welcher Text mich zur Verzweiflung brachte. Ich habe sehnsüchtige Blicke durch die Gänge dieses Gebäudes geschickt, stundenlang durch die Fenster der Bibliothek nach draussen gestarrt und in jeder Toilettenkabine mindestens einmal geheult. Wahrscheinlich habe ich in den letzten Jahren in der Bibliothek des Deutschen Seminars mehr Zeit verbracht als in meiner WG. An jeder Ecke kleben Erinnerungen. Das Seminar war die Kulisse meines Lebens.

Das Ende meiner Studienzeit habe ich mir dramatisch vorgestellt, der Gedanke, nicht mehr jeden Morgen auf mein Velo zu steigen und ans Deutsche Seminar zu fahren, erschien mir absurd. Nun ist mein Abschlussjahr eher ein Fade-out: das langsame Ende einer intensiven Liebesbeziehung.

Meine Freundinnen und ich haben uns an diesem Ort gemeinsam entwickelt und entfaltet. Jedes Semester begeisterten wir uns für neue Bücher, Mitstudent*innen, Theorien. Unsere Begeisterung kannte keine klaren Grenzen, wir unterschieden nicht zwischen Uni und Privatleben. An der Uni gehörte für mich alles irgendwie zusammen. Was ich las, eignete ich mir an, verinnerlichte, inkorporierte ich. Wenn wir darüber rätselten, was (um alles in der Welt) Lacan mit dem grossen Anderen meinte, verknüpften wir dies mit unseren eigenen Liebes- und Leidensgeschichten. Solange du berufsmässig noch am Lernen bist, darfst du auch im Leben noch am Lernen sein.

Keine Lebenskrise in den letzten sechs Jahren, die ich nicht auf der Treppe vor dem Deutschen Seminar besprochen hätte – mit gesenkter Stimme, weil das Gebäude Ohren hat und man in den Büros oben jedes Wort hören kann.

Sehr viele Leute, mit denen ich jahrelang meinen Lebensraum teilte, werde ich in meinem letzten Jahr wohl nicht sehen: Student*innen, die ich nicht wirklich kenne, die ich aber auf dem Gang grüsste; solche, die immer auf demselben Stock wie ich in der Bibliothek sass; diejenigen, die mir mal ein Feuerzeug geliehen hatten, und diejenigen, die mich immer nach Zigis fragten. All die Statist*innen meines Lebens, sie

fallen weg. Zurück bleibe ich an meinem Pult: Und ich allein, ich kann lernen, ja, ich kann eine Arbeit schreiben, ja, aber ich kann nicht studieren.

Unterricht lässt sich verlagern – ein Studium nicht. Das Studium an der Uni definiert sich gerade über die Zeit, in der wir nicht lernen, sondern einfach anwesend sind.

Darum ist die Uni nicht dasselbe, wenn nur Profs, Mittelbau und Hiwis da sind. Sie braucht die pulsierende Anwesenheit vieler Student*innen, von Bachelor-Studis mit 2000er-Jahrgängen und von denen im vierunddreissigsten Semester. Sie braucht die Anwesenheit derer, die nicht zum Lernen da sind, sondern um auf der Treppe zu stehen, zu reden, zu rauchen. Die sozialen Superspreader, die Freund*innengruppen verbinden, Leute einander vorstellen, zu WG-Partys einladen, die, die sich zu dir stellen und fragen: Haben wir nicht ein Seminar miteinander? Sie kommen wohl nicht so bald wieder.

Wenn ich jetzt, manchmal, an der Uni bin, um Bücher zu holen oder zu arbeiten, dann versuche ich, alles, was noch da ist, einzusaugen: die Bäume, die grauen Flure, die Aushänge am Schwarzen Brett, die Kaffeemaschinen. Die kühle Luft in der Bibliothek zwischen den Bücherreihen im Untergeschoss. Ich lasse den Ort einsickern, in die Leere des Sommers; ich werde mich später, im Herbst, daran erinnern.

DARJA KELLER

AUF EIN WORT (2)

«Pferdmund»

Als ich vor langer, langer Zeit bei der «Berner Zeitung» arbeitete, gab es da einen Lokalressort-Chef, der in der SVP ein höheres Amt hielt oder gehalten hatte – ich weiss es nicht mehr so genau. Ich kam gut mit ihm aus, wunderte mich freilich des Öfters über eine sprachliche Marotte von ihm, die ausschliesslich Ortsnamen im Berner Jura betraf.

Hans sagte nicht Saint-Imier, sondern Sankt Immer. Hans sagte nicht Moutier, sondern Münster. Hans sagte nicht Tavannes, sondern Dachsfelden. Es ist wahr, ich schwöre es, ich musste dann bisweilen nachfragen.

Dass Hans die veralteten, bizarr klingenden deutschen Namen verwendete, dürfte mit seiner Abneigung gegen den damals neuen, penetrant das Frankophone betonenden Kanton Jura zu tun gehabt haben und mit dem Anspruch desselben, sich mehr Berner Territorium einzuverleiben. Was aber mich angeht, so bin ich seither fasziniert von diesen deutschen Namen als Pendants zu welschen Ortsnamen und sammle sie eifrig.

Hier eine kleine Liste:

- Bonfol JU:** Pumpfel.
- Bonnefontaine FR:** Muffethan.
- Bourrignon JU:** Bürkis.
- Chamoson VS:** Tschamboss.
- Donatyre VD:** Mutterzieh.
- Ependes FR:** Spinz.
- Ferpicloz FR:** Pichlen.
- Givisiez FR:** Siebenzach.
- Montsevelier JU:** Mutzwil.
- Movelier JU:** Moderswiler.
- Péry BE:** Büderich.
- Plagne BE:** Plentsch.
- Rossens FR:** Rossing.
- Vaumarcus NE:** Famergü.

Lustig, oder? Und könnte man besser beweisen, dass Französisch schöner klingt als Deutsch? Wer nach Vermes will, aber in einem Anfall von Sprachnostalgie oder Deutschtümelei sagt, er fahre nach «Pferdmund», dem geschieht es recht, wenn sein Gegenüber verstört erwidert: «Sorry, sind Sie Tierarzt?»

THOMAS WIDMER

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

SYSTEM ERROR

Weil sie ganztags tun und taugen,
Legen sie sich nachts zur Ruh,
Und so fallen nebst zwei Augen
Nachts auch beide Ohren zu.

Das Gehirn kann lange denken,
Aber irgendwann ist Schluss,
Und dann mag es sich verrenken,
Wie es will: Heraus kommt Stuss.

Arme tragen Lebenslasten
Und die Beine Kopf und Bauch.
Füsse müssen gleichfalls rasten,
Hände, Hals und Rücken auch.

Und so trifft Erschöpfung jeden
Körperteil? Nicht jeden, nein.
Ewig kann der Lügner reden
Und die Blödfrau und das Schwein.

Nach dem Joggen brennt die Lunge,
Und das Herz pocht wie besiegt.
Wirklich doof, dass grad die Zunge
Niemals Muskelkater kriegt.

THOMAS GSELLA



DAS MAGAZIN N° 35 – 2020 ILLUSTRATION: RUEDI WIDMER

DAS MAGAZIN N° 35 – 2020